

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 11

Artikel: Auf dem Wege zur Erneuerung der Kirche
Autor: Brunner, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf dem Wege zur Erneuerung der KIRCHE

von Emil Brunner

Professor der Theologie

Es gibt heute eine große, ständig wachsende Zahl von Menschen, die wieder ein neues Verständnis für die Bedeutung der Botschaft Christi haben, die überzeugt sind, daß nichts so wichtig ist wie sie, aber die ebenso bestimmt jeden Zusammenhang mit der Kirche verneinen oder deren Verhältnis zu ihr doch bloß noch eine reine Formsache ist. Christus? Ja. Die Kirche? Nein! Da es im christlichen Glauben um Jesus Christus und nicht um die Kirche geht, kann sich ein gläubiger Christ nur freuen über solche Menschen.

Und doch ist im Neuen Testament, der Urkunde der Christusoffenbarung, beides untrennbar beieinander: Christus und seine Ekklesia. Wenn ich hier das griechische Wort brauche, so hat das darin seinen Grund, daß, was im Neuen Testament Ekklesia heißt und was meistens mit «Kirche» übersetzt wird, etwas ganz anderes ist, als was wir heute allgemein unter Kirche verstehen. Denn die Ekklesia des Neuen Testamentes ist die Bruderschaft der Christusgehörigen, die erst im Lauf von Jahrhunderten zur Kirche geworden ist. Das war ja der Sinn der Reformation: Zurück zur neutestamentlichen Ekklesia. Aus dieser Erkenntnis und aus diesem Willen ging nächst der lutherischen auch unsere reformierte Kirche hervor. Ihr verdanken wir, was wir an christlichem Glauben haben – auch diejenigen,

die nichts mehr von ihr wissen wollen. In der Reformationszeit aber selbst ist das Wort aufgekommen: *Ecclesia reformata semper reformanda*, das heißt die reformierte und immer wieder zu reformierende Kirche. Leider ist dieses Wort bald vergessen oder zur bloßen Phrase geworden. So ist unsere Kirche ziemlich unverändert das geblieben, was sie zur Zeit Zwinglis war.

Die Welt aber hat sich seitdem gewaltig gewandelt, geistig, sozial und technisch. In einer so gründlich gewandelten Welt kann auch die Kirche, wenn sie lebendig ist, nicht ungewandelt bleiben. Das Evangelium freilich kann sich nicht wandeln; «Christus gestern, heute und in Ewigkeit derselbe». Die Botschaft von ihm, das heißt von dem, was Gott durch ihn getan und geoffenbart hat, steht über dem Zeitenwandel.

Aber wie die Menschen diese Botschaft verstehen und wie sie sie praktisch in ihrem Leben verwirklichen, das ist als etwas zugleich Göttliches und Menschliches, dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Daß aber die Kirche sich nicht gewandelt hat, nicht den so gänzlich neuen Verhältnissen und Bedürfnissen sich angepaßt hat, das ist der Grund, warum heute so viele nichts mehr mit ihr anfangen können und warum sie weder Interesse an ihr noch Vertrauen zu ihr haben. Es ist darum die Über-

zeugung vieler ihrer Glieder, sowohl Theologen als Laien, daß die Kirche nicht so bleiben kann, wie sie jetzt ist.

Schon vor 50 Jahren hat Pfarrer Karl von Greyerz, damals in Winterthur, die «Laienwünsche an die Kirche» gesammelt und publiziert. Die Schrift ist noch heute lesenswert. Einiges von dem, was damals gefordert wurde, ist tatsächlich verwirklicht worden, anderes nicht. Die Unzufriedenheit aber mit der Kirche ist nicht geschwunden sondern wohl noch größer geworden. Diese Laienwünsche waren ja auch nicht aus einer grundsätzlichen Neubesinnung auf das Wesen der Ekklesia entsprungen, sondern waren lediglich Ausdruck dessen, was viele als Mangel an der Kirche empfanden. Der Wille aber, unsere Kirche nach dem Muster der neutestamentlichen Ekklesia umzubilden und eben damit auch den geänderten Verhältnissen anzupassen, treibt eine Reihe von uns ständig um. Der Ruf nach einem Reformator, einem neuen Luther oder Zwingli, will nicht verstummen, aber damit ist uns nicht geholfen. Vielleicht geht es auch diesmal nicht so, sondern muß die neue Gestalt der Kirche aus einer neuen gemeinsamen Besinnung des Christenvolkes und derer, denen die Übersetzung des Neuen Testaments in unsere Zeit und Sprache anvertraut ist, herauswachsen.

Ich fühle mich keineswegs zum Reformator berufen. Aber da ich seit bald fünfzig Jahren die Bibel mit der Frage gelesen habe, was ihre Botschaft für uns heutige Menschen bedeute, und ich mich mit der Frage, was Kirche ist und sein soll beruflich zu beschäftigen hatte, so ist mir im Verlauf der Jahre darüber einiges klar geworden, was eigentlich der Unzufriedenheit mit der Kirche zugrunde liege.

Diese Gedanken will ich hier auf den Wunsch der Redaktion kurz zusammenfassen.

1 Die Ekklesia des Neuen Testaments ist überhaupt nicht das, was wir unter einer Kirche verstehen, sondern eine Bruderschaft derer, die im Glauben an Jesus Christus leben. Das Neue Testament denkt, wenn es von Ekklesia spricht, nie an ein Kirchenwesen, an eine Organisation, die einem bestimmten Zweck dient, nie an eine Hierarchie oder eine Verfassung oder ein Kirchenrecht, sondern die

Ekklesia versteht sich selber als der lebendige Leib Christi. In diesem Sinn allerdings gehört Ekklesia notwendig und unbedingt zu Christus, so wie die Reben am Weinstock, so wie der Leib zum Geist, zum heiligen Geist Christi.

2 An dieser Bruderschaft ist die Hauptsache, daß in ihr eben dieser Geist, der der Geist der Liebe Gottes ist, zum Ausdruck komme. Ja, man darf sagen: die Ekklesia ist die einzige wahre Bruderschaft, weil nur in ihr alles, was sonst die Menschen trennen kann, Rasse, Klasse, Bildungsniveau, Geschlecht, Alter keine Rolle spielt. «Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Weib; denn ihr seid alle einer in Christus.» Hier gibt es auch kein Dogma, das man zu glauben hat, denn der Glaube ist das Ergriffensein von Christus und nicht ein Glaube an Lehren oder Tatsachen. Hier gibt es keine Moralgesetze, denn sie sind alle enthalten und zugleich überboten von der «Liebe, die alles trägt, alles glaubt, alles hofft, alles erduldet.»

3 In dieser Ekklesia gibt es keine bestimmte als heilig geltende Ordnung, sondern diese Ordnung ergibt sich daraus, daß der eine Geist einem jeden seine besondere Gabe gibt und ihn an seinen bestimmten Platz stellt, zum Dienst an der Gemeinschaft. Es gibt da wohl Prediger, aber wer ein solcher Prediger sein soll, das sagt keine Kirchenordnung, sondern das ist der Auftrag desselben heiligen Geistes. Wenn man von Gottesdienst spricht, meint man nicht eine besondere Veranstaltung, sondern den Dienst am Bruder, am Mitmenschen. Wohl gibt es Versammlungen der Gläubigen, bei denen etwas Besonderes getan wird, wo das Wort Gottes verkündet, wo Gott gepriesen wird, wo einer den anderen ermahnt, wo aber ein jeder an die Reihe kommt, je nachdem er innerlich berufen und befähigt ist, seinen Beitrag zu geben zum Leben der Gemeinde oder zur Glaubensstärkung der Brüder.

Dieses Bild der Ekklesia ist etwas von dem, was wir Kirche nennen, total Verschiedenes. Ich will mich jetzt nicht darüber auslassen, wie es zu diesem so ganz Anderen, zur Kirche ge-

kommen ist. Das hat natürlich seine geschichtlichen Ursachen und ist das Ergebnis einer langen und komplizierten Entwicklung. Ich will nur das sagen, daß auch Luther mit seiner Reformation etwas wie diese Bruderschaft anstrebte, die schlichte «Versammlung derer, die mit Ernst Christen sein wollen». Aber die Zeit war dafür noch nicht reif. Er mußte sich mit einem Kompromiß zufrieden geben, einer vom Kurfürsten gesetzlich geordneten sächsischen Landeskirche. So war es auch bei Zwingli, der sein Ideal von der «Kilchhöri», d. h. der frei sich bildenden Gemeinden der Gläubigen, bald verließ und die durch den Rat von Zürich auf gesetzlichem Wege konstituierte Landeskirche von Zürich schuf, die wir als reformierte Kirche von heute kennen.

Die Wandlungen der Zeit haben aber dazu geführt, daß es erstens einmal keinen Kirchenzwang mehr gibt. Durch das staatliche Prinzip der Glaubensfreiheit ist es jedem freigestellt, ob er zur Kirche gehören will oder nicht, ob er am gottesdienstlichen Leben teilnehmen will oder nicht, während in der Reformationszeit jeder – ob katholisch oder protestantisch – selbstverständlich zur Kirche gehörte und gehören mußte von Staats wegen. Die amerikanischen Kirchen haben sich von vornherein auf diese Freiwilligkeit einstellen müssen, da der Staat ihnen keinerlei Unterstützung oder Privilegien gewährte, und die Freikirche hat sich dementsprechend bei ihnen von Anfang an entwickeln können und erntet heute die Frucht dieses Verzichtes auf den Zwang in einem ungeheuren «boom» der Kirchlichkeit, während unsere Kirche in eine Krise hineingekommen ist, aus der sie nicht herauskommen wird, wenn sie nicht das Versäumte nachholt.

Die Ekklesia des Neuen Testaments war selbstverständlich ganz auf die Freiwilligkeit gestellt. Es war ja im Gegenteil gefährlich, ein Christ zu sein, zur Ekklesia zu gehören. Diese Gefahr aber war ein Segen, während der 380 Jahre nach Christus eingeführte Kirchenzwang sich als ein sehr fragwürdiges Geschenk erwies.

Wir aber müssen versuchen, sozusagen in den Rahmen unserer reformierten Kirche so viel als möglich Bruderschaft, Gemeinschaft hineinzubauen. Dazu ist nötig, daß es neben



Die Technik als Gegenspielerin des Rechts

Das Recht verkörpert eine seit den Urzeiten gewachsene, fest gefügte *Hierarchie der Werte*, die, wenn man von Moral und Konvention als weiteren Ordnungen absieht, schlechthin die Priorität des Ranges beanspruchen. Die Technik stellt ihr, wie sich immer deutlicher zeigt, ein autonomes Wertesystem gegenüber, dessen oberstes Prinzip das Streben nach maximaler Leistung, nach größtmöglichem Effekt ist, und damit, da die Technik meist im Dienste der Wirtschaft steht, nach möglichst großem ökonomischem Nutzen. Dieses Prinzip tritt unverhüllt mit dem Anspruch auf, der vom Recht verkörperten Hierarchie der Werte vorzugehen.

Die heutige Lärmproduktion ist der sinnfälligste Beleg, und neben den bereits von vielen als Schicksal betrachteten Hekatomben des Straßenverkehrs einer der überzeugendsten Beweise für das Gegenspiel der Technik wider das Recht. Erst dann wird eine ins Gewicht fallende und bleibende Besserung eintreten, wenn die Techniker durchwegs und vorbehaltlos die Suprematie des Rechts anerkennen. Sie ihnen, auch wenn es Bürgersmut braucht und Opfer an Popularität kostet, aufzuerlegen, das ist die Aufgabe der Juristen und der zur Verwirklichung ihrer Thesen berufenen politischen Behörden und Amtsstellen; niemand kann sie ihnen abnehmen. Sosehr auch bei vielen – Technikern, politischen Behörden und Amtsstellen – eine geradezu bestürzende Eingleisigkeit und bare Vordergründigkeit des Denkens, die Unfähigkeit, «Fortschritt» von Fortschritt zu unterscheiden, obwalten, so zeigen sich doch Gegenkräfte in steigender Zahl.

Prof. Dr. Karl Oftinger

in der «Schweizerischen Juristen-Zeitung»

der Predigt das Gespräch über die Bibel gibt, wo alle mittun können, wo die vielen Fragen, die beim Lesen der Bibel in uns aufsteigen, ausgesprochen werden können, wo besonders auch gemeinsam gefragt wird, was denn nun aus der biblischen Botschaft für praktische Konsequenzen gezogen werden sollen. Solchen

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Türgge

Ein merkwürdiges Vokabular bekommt man in einer niederösterreichischen Spezereihandlung zu hören. Da heißt die Tomate *Paradeis*; statt von Blumenkohl spricht man von *Karfiol*; Bohnen tragen den Namen *Fisolen*, den Lauch nennt man *Porree*, die Aprikosen *Marillen*. Am merkwürdigsten aber kommt uns *Kukuruz* vor; das ist der Mais. Es handelt sich um ein slawisches Wort, das wohl einem Lockruf für das Geflügel (ähnlich wie *bi-bi*) entstammt.

Unsere Mundart nennt den Mais auch *Türgge*, ein Ausdruck, der nicht minder interessant ist als *Kukuruz*. Wollte man mit dieser Bezeichnung sagen, der Mais stamme aus der Türkei? Kaum, denn es war zu allen Zeiten zur Genüge bekannt, daß der Mais eine indianische Kulturpflanze ist, die Europa samt dem indianischen Namen *mabiz* von Amerika übernommen hat. Das große Getreidekorn, das unter den bekannten Getreidearten nicht seinesgleichen hat, mußte bei seinem ersten Erscheinen Staunen erwecken. Von seltsamen Dingen sagen wir, sie kämen uns *spanisch* vor; gerade so nannte man in Italien um das Jahr 1500 herum Eigentümliches, das aus weiter Ferne stammte, *türkisch*. So entstand die Bezeichnung *grano turco* oder kurz *granturco*, türkisches Korn. Bei den regen Handelsbeziehungen zwischen Italien und unserm Land konnte es nicht ausbleiben, daß neben *Mais* auch der Ausdruck *Türgge* bei uns Eingang fand.

Johannes Honegger

Gesprächen zwischen denen, die in weltlichen Berufen stehen und den fachmännisch ausgebildeten Auslegern der Bibel werden seit zehn Jahren in der zu diesem Zweck gegründeten Heimstätte Boldern geführt, und es ist bedeutsam, wie da viele, die nichts mehr von der Kirche wissen wollen, den Weg zu Christus und zur Bibel finden und von dieser Art «Gottesdienst» beglückt sind. Denn es ist ja auch so: solche Gespräche am runden Tisch schaffen viel mehr Gemeinschaft als sie in unseren großen Kirchen und in unseren Predigtgottesdiensten möglich ist. Zur Gemeinschaft gehört neben dem Geistlichen auch das ganz Natürliche, nicht nur das gemeinsame Hören der Predigt und Gebet sondern auch das miteinander essen, miteinander lachen, miteinander diskutieren – kurz, das miteinander leben. Im Austausch der Erfahrungen lernt man am besten das verstehen, was im Neuen Testament mit der Botschaft Christi, mit Glauben und mit Ekklesia gemeint ist.

Es braucht aber dazu nicht notwendigerweise ein Boldern. Solche Gespräche über die Bibel können sich auch irgendwo, wo eine größere Stube zur Verfügung steht, gestalten, – und solche «Hauskirchen» sind denn auch überall in der Entstehung begriffen. Vor allem ist das große Problem, wie die Kluft zwischen dem Alltagsleben mit seinen Erfordernissen und dem Evangelium mit seiner Botschaft von der Liebe Gottes zu überbrücken sei, nur in solcher gemeinsamer Aussprache zu lösen.

Ein Problem ist heute in den Vordergrund getreten, das für die Epoche der obligatorischen Kirche scheinbar gar nicht bestand und nie ernstlich gestellt wurde, das aber für uns gerade die Entscheidungsfrage geworden ist, nämlich die Frage: Wie kommt man zum Glauben? Wie wird man ein Christ? Früher genügte die Antwort des Apostels: «Der Glaube kommt aus der Predigt.» Heute aber, wo so viele kein Verständnis oder kein Interesse mehr am Predigtgottesdienst haben, muß diese Frage ganz neu beantwortet werden. Vielmehr, auf diese Frage gibt es nicht eine, sondern viele, fast so viele Antworten als es Menschen gibt. Der Weg, auf dem man Gott und Christus begegnet, ist für jeden ein anderer. Aber das scheint etwas für viele Gültiges zu sein;

sie kommen zum Glauben durch die Erfahrung lebendiger Gemeinschaft von Christen. Denn Gemeinschaft und Liebe versteht und begehrt jedermann. Wo von einem Kreis von Menschen solche Liebe ausgeht, da geht einem das Herz auf, da wird denn auch das Evangelium von der Liebe Gottes am ehesten verstanden und aufgenommen. Sie kommen also zu Christus auf dem Weg über die Gemeinschaft.

Ein anderes noch ist allen Wegen zum Glauben gemeinsam. Man kommt zum Glauben nur, indem man ehrlich wird mit sich selber, indem man versteht, daß dem Leben ohne Gott der Sinn und die Richtung fehlt, daß die Gottesferne zugleich Lebensmangel und Öde ist. Die Selbsterkenntnis, das Ehrlichwerden mit sich selber ist der Weg zum Glauben. Diese Selbsterkenntnis aber vollzieht sich am besten in einem Erfahrungsaustausch, indem unser eigenes Leben von den verschiedensten Seiten her von der Christuswahrheit beleuchtet wird. Darum führt dieser Weg für viele weitaus besser zum Ziele als die Predigt, wo nur der Pfarrer das Wort hat und die Fragen der Einzelnen gar nicht zur Sprache kommen. Diesen Weg aber haben wir erst mühsam zu lernen. Dabei zeigt es sich immer wieder, wie viel realer die Gemeinschaft wird als durch das Sitzen unter der Kanzel, wie man dadurch auch Freude bekommt aneinander und lernt, den anderen gerade so zu nehmen wie er ist, statt sich an seiner Art zu ärgern. Die Aussprache über Glaubensfragen, wie sie aus dem täglichen Leben entstehen, ist ein besserer Weg zum Verständnis des Evangeliums als die Belehrung durch den «Fachmann in Sachen Religion».

Die Besinnung auf das, was Ekklesia im Neuen Testament heißt und die Erfordernisse der Zeit weisen also in derselben Richtung. Das ist ein Zeichen, daß wir mit dieser Sicht auf dem rechten Wege sind. Wir müssen nur lernen, diesen Weg miteinander auch wirklich zu gehen und dürfen uns durch die Schwierigkeiten, die sich dabei zeigen, nicht abschrecken lassen.

Vor zwei Jahren hat Zürich etwas Neues erlebt: eine Kirche, die aus ihrem gewohnten Geleise heraustrat und den Glauben in einer Weise verkündete, die dem Suchen und den Bedürfnissen der Menschen entgegenkam. Es war ein erster Versuch. Er hat eingeschlagen und viel begeisterte Zustimmung und lebhaftes Interesse gefunden. Wir sind daran, diesen ersten Versuch durch weitere fortzuführen. Das stößt auf mancherlei Hindernisse. Viele sind enttäuscht, daß man nicht sofort eine Reform der Kirche auf der ganzen Linie ins Werk setzte. Aber davon sind wir noch weit weg, und niemand vermag heute zu sagen, wie es zur neuen Gestalt der Kirche, auf die wir hoffen, kommen könnte, noch weniger, welches die ersten notwendigen Schritte der Kirchenerneuerung sind.

Die «Kirche», das Wort im Sinne von Ekklesia verstanden, das sind weder die Pfarrer, noch die Synode und die Kirchenräte, sondern das sind wir alle, die wir Christen sein möchten. Darum ist es auch einem jeden aufs Gewissen gelegt, über diese Frage gründlich nachzudenken. Je mehr das geschieht, je weniger man bloß über die heutige Kirche kritisiert und schimpft, desto mehr wird dann auch zu ihrer Verbesserung getan werden können. Vergessen wir nicht: der Kirche verdanken wir, trotz all ihrer Mängel, was wir an christlichem Glauben haben. Aber auch das andere ist wahr: wenn die Kirche auch in Zukunft ihren Dienst an den Menschen tun soll, muß sie gründlich umgestaltet werden. Gerade der reformierten Kirche ist es aufgetragen, sich immer wieder aus dem Geist des Evangeliums zu erneuern und mit dem ständig sich ändernden Leben Schritt zu halten.

Das Evangelium ist zu allen Zeiten dasselbe, aber der Weg zum Verständnis, die Möglichkeit, es in den Seelen der Menschen heimisch zu machen, ist zu jeder Zeit verschieden und im heutigen Zeitalter der Umbrüche ganz besonders.